



Christuskirche Othmarschen

Reminiscere 2018, Hebr 11, 8-16

Kirche hat Leichen im Keller.

Schöner als Fulbert Steffensky¹ kann man das einfach nicht sagen. Kirche hat Leichen im Keller. Wir fangen hier nicht bei 0 an. Wir sind, weil vor uns welche waren. Auch wenn unsere Kirche heutzutage um immer mehr Zukunftswerkstätten und thinktanks anbaut, wenn wir allerorten hören, dass man nach vorn gucken und mit der Zeit gehen muss: In der Kirche geht die Zeit mit uns: Tausende von Jahren gehen mit uns. Wir stellen uns an eine Reihe von Millionen von toten Schwestern und Brüdern an. Im Jahre des Herrn 2018 beten wir immer noch 2 ½ Tausend Jahre alte Lieder. Die Melodien sind in den Zeitläuften längst verloren gegangen, darum sprechen wir sie sonntags nur noch. Die Pastoren und Pastorinnen lernen an den theologischen Fakultäten tote Sprachen. Mühsam halten sie auf den Kanzeln sterbende Worte wie Demut, Gnade und Barmherzigkeit am Leben.

Kirche hat Leichen im Keller. Das ist *heute* so. Das war schon vor 2000 Jahren so. Unser Predigttext aus dem Hebräerbrief erzählt von den großen Alten, voller Glauben und Gehorsam, vorbildlich in ihrer Hoffnung und ihrem Wagemut. Sie sind auch Teil unserer Geschichte: Die Erzväter und -mütter Abraham, Sarah, Isaak und Jakob. Ohne sie säßen wir heute nicht hier. Wir kommen aus der Vergangenheit und wir neigen zum Heimweh, zur Nostalgie. Früher, so sagen wir, war alles besser, wir vergolden die biblischen Zeiten mit ihren Toten, wir stellen kleine Viehhirten auf große Podeste, ehren sie so hoch, dass keiner mehr an sie herankommt.

Durch den Glauben wurde Abraham gehorsam, als er berufen wurde, an einen Ort zu ziehen, den er erben sollte; und er zog aus und wusste nicht, wo er hinkäme. Das wird über einen sogenannten Wirtschaftsflüchtling gesagt, den der Hunger aus der Wüste treibt. Dass Menschen auf Gottes Befehl fliehen, weil die Not zu groß wird, kennen wir auch aus dem Neuen Testament: Auch Maria und Josef machen sich um Gottes Willen auf, um sich und das Neugeborene vor einem Unrechtsregime in Sicherheit zu bringen. Ich gebe zu, Abraham als großes Glaubensvorbild ist mir immer ein wenig fremd, zu dunkel die Geschichte, in der er fast seinen eigenen Sohn geopfert hätte, um seinen eigenen Glauben zu beweisen, zu sehr riecht mir das nach Kadavergehorsam. Wir brauchen unsere Toten. Sie taugen zwar nicht immer als Vorbild, wenn wir erst mal den Goldlack abkratzen. Aber sie erzählen von Mut und Versagen, von Schuld und Gewissheit, von Verstrickung und Solidarität. Sie erzählen, woher wir kommen. Sie entbinden uns von dem Fluch, auf alles allein kommen zu müssen. Sie ermuntern uns: Vor dir sind schon andere diesen Weg gegangen. Es gibt nichts Neues unter der Sonne, lehrt der Prediger Salomo. Wir Menschen sind das Museum unserer Vorfahren. Die Zeit geht mit uns, Tausende von Jahren gehen mit uns. Selig, wer das nicht als Ballast begreift, sondern als Bereicherung! Wehe denen, die so gern Schlussstriche ziehen und alte Zöpfe abschneiden wollen! Tradition dient nicht allein der Selbstbestätigung: Das haben wir immer schon so gemacht, das machen wir auch weiterhin. Unsere Toten hinterfragen uns zugleich: Ist dein Weg der richtige?

Wir sitzen heute hier, weil vor 4000 Jahren einer auszog, sein Leben zu retten und das Glauben zu lernen. Ein uraltes Glaubensbekenntnis im Alten Testament beginnt mit den Worten: „Mein Vater war ein umherirrender Aramäer (Dtn 26). Abraham, so der Hebräerbrief, ist ein Fremdling gewesen im Land der Verheißung, was mit einer Handvoll Nomaden begann, die auf blühende Landschaften hofften, was später weiterging mit Fischern, die einfach ihre Netze hinter sich ließen, um dem Christus zu folgen, dieser Geschichtsstrom macht jetzt Halt bei uns. Man erkennt das Volk Gottes daran, dass es auf dem Weg ist, erkennt die Kirche Christi daran, dass sie sich stets reformiert. Und auch, wenn nachher Gemeindeversammlung ist, ich möchte heute nicht über unsere verfasste Kirche predigen, mit ihrem fast zwanghaften Hang, hübsche Planstellen und Verwaltungsgebäude zu bauen. Reden wir über uns, über unseren Zwiespalt, Heimat zu finden ohne dabei zu erstarren, über unsere Sehnsucht, dass es doch mehr als alles geben muss, und über unser ängstliches Unvermögen, dieser Sehnsucht nachzugehen.

Abraham zog aus und wusste nicht, wo er hinkäme. Das hört sich für uns Westeuropäer erst einmal nach Spiel, Spaß und Spannung an. Verführerisch: Was wäre wenn, wenn wir einfach ausstiegen, ins Blaue führen, wenn wir was riskieren und was ganz Verrücktes machen: 2 Wochen Pauschalurlaub auf den Malediven zum Beispiel.

¹ F. Steffensky, *Schöne Aussichten*, S. 96f.



Christuskirche Othmarschen

Seite 2 von 2

Abraham zog aus und wusste nicht, wo er hinkäme. Das hört sich ein paar Kilometer weiter gar nicht so nach Spiel, Spaß und Spannung an, an der Küste Nordafrikas zum Beispiel oder am sogenannten Provisorischen Zaun zu Grenzkontrollzwecken in Ungarn. Reisen ohne sicheres Ziel ist nur in den Ferien ein Spaß, wenn man weiß, wohin man aus dem Urlaub zurückkommen kann. Der alte Vater Abraham war den heutigen Flüchtlingen sicher sehr viel näher als es manchen lieb ist. Wie schon gesagt: Wir neigen dazu, unsere Toten zu verbrämen, kleine Viehhirten zu Glaubenskolossen aufzupimpfen, die dann so gar nichts mehr mit uns zu tun haben. Das ist sicherer. Große Tote können uns nichts anhaben, sie stehen sicher auf ihren Podesten. Gefährlicher sind die anderen, die kleinen Toten, die nichts heldenhaftes an sich haben, die so wie unsereins sind. Viel faszinierender als Abrahams Aufbruch ins gelobte Land finde ich seine Ankunft. Er bleibt dort ein Fremder, er assimiliert sich nicht, er bleibt in der neuen Heimat auf Distanz, und zwar aus einem seltsamen Grund: Abraham bleibt ein Fremdling im Land der Verheißung durch den Glauben, denn er hat Hoffnung, er wartet auf die von Gott gebaute Stadt. Hoffnung lässt Menschen nicht vollends in dieser Welt aufgehen, nicht Misstrauen oder Enttäuschung, sondern die Hoffnung: da kommt noch was, das hier ist noch nicht Endstation Sehnsucht. Ich durfte schon an sehr verschiedenen Stellen arbeiten. Mich erfasste immer ein trauriges Staunen, wie schnell Menschen bereit sind, Aussehen, Denke und Spielregeln des jeweiligen Umfeldes anzunehmen. Jeder Stadtteil uniformiert sich anders. Man richtet sich ein. Und das ist es dann gewesen. Irgendwann gehen einen „die anderen“ nichts mehr an. Man erinnert sich vielleicht noch schemenhaft, früher ganz andere Freunde und Ideale gehabt zu haben, aber das schmilzt irgendwann als Schnee von gestern ab.

Fremdling bleiben, auch wenn man angekommen ist, das ist eine Lebenskunst, die uns der alte Abraham lehren kann. Hoffnung hochhalten auf eine Zukunft, die noch nicht verplant und ausgerechnet ist. Nicht alles mitmachen. Dabei sein ist nicht alles. Auf so etwas kann Segen liegen, lehrt der kleine Abraham vor 4000 Jahren. Gott verheißt ihm Nachkommen so zahlreich wie die Sterne am Himmel und die Sandkörner am Meeresstrand. Und ein kleiner Sandhaufen sitzt heute hier im Gottesdienst. Wir sind Abrahams Erben.

„Wir haben Väter und Mütter, denen einiges schon gelungen ist“, schreibt Fulbert Steffensky. „Auf ihren Schultern stehen wir, und wir sind nicht gezwungen, die Anfänger von allem zu sein, wir sind Söhne und Töchter. Ein Mensch kann nur dann ohne Panik die Zukunft denken, wenn er sich seiner Herkunft bewusst ist. Man gibt sich selbst ein Gesicht, wenn man sich an die Gesichter und die Visionen der Väter und Mütter erinnert. ... Wer eine Tradition und wer solche Erinnerungen hat, kann nie ganz ungestört schlafen. Er hat immer Leichen im Keller, den Geist jener Zeugen der ersten Stunde. Das ist keine Drohung, es ist eine Schönheit. Wir sind nicht zu uns selbst und zu reiner Heutigkeit verdammt; wir ersticken nicht in uns selbst, denn wir haben die alten Lehrer und Lehrerinnen des Glaubens, die alten Tröster und Mahnerinnen.“

Liebe Gemeinde, was werden wir unseren Kindern hinterlassen? Auch wir sind ja Erblasser. Wir sind die toten Väter und Mütter von morgen. Wir reihen uns ein bei denen, die vor uns waren. Vielleicht ist das nicht das schlechteste Richtschnur für unser Heute: So leben, dass unsere Erben uns als Menschen wahrnehmen, deren Leben etwas aussagt, so leben, dass man mehr hinterlässt als ein Haufen Steine und Geld, so leben, dass es anderen ein wenig leichter fällt, sich auf den Weg zu machen, und ein wenig schwerer sich zu sehr an den status quo zu kuscheln. So leben, dass die nach uns über uns Leichen im Keller sagen: „Nun streben sie zu einem besseren Land, nämlich dem himmlischen. Darum schämt sich Gott ihrer nicht, ihr Gott zu heißen; denn er hat ihnen eine Stadt gebaut.“ Amen.

Pastor Martin Hofmann